

Einleitung

Im Jahre 1879 wurde einer der beliebtesten schottischen Romane von George MacDonald veröffentlicht: die bezaubernde Chronik des kleinen Waisenknaben Sir Gibbie. Er war ein augenblicklicher Erfolg. Der Roman wurde in verschiedenen Zeitungen in Fortsetzungen publiziert. Innerhalb von achtzehn Monaten wurde er von mehreren Verlegern in Großbritannien und Amerika in mindestens sechs verschiedenen Ausgaben veröffentlicht.

Obwohl MacDonalds Romane vor allem in seiner eigenen Epoche gefeiert wurden, hält die Wirkung noch lange nach seinem Tod an. Im Jahre 1916 nahm C. S. Lewis beiläufig ein Exemplar von *Phantasies* in die Hand und stellte hinterher fest, dass sich seine gesamte Lebensbahn geändert hatte. Er sagte: „Ein paar Stunden später wusste ich, dass ich eine wichtige Grenze überschritten hatte.“ Dreißig Jahre später dachte er über die Welten nach, die MacDonald ihm geöffnet hatte, und sagte: „... Als der Vorgang abgeschlossen war ..., fand ich heraus, dass ich immer noch bei MacDonald war und dass er mich die ganze Zeit begleitet hatte.“

Viele andere haben im Laufe der Jahre herausgefunden, dass MacDonalds schriftstellerische Arbeit sie beeinflusst hat. G. K. Chesterton zum Beispiel wies auf ihn hin als „einen genialen Schotten, der Märchen schreiben konnte, die aus dem Erlebten ein Märchen machten“.

Im Vorwort zu ihrer Ausgabe von *Sir Gibbie* im Jahre 1962 macht Elizabeth Yates die folgenden Bemerkungen: „... vom Augenblick an, da es mich ergriff, war mir die Breite und Tiefe und Höhe von Gefühlen bewusst, die ich lange nicht gekannt hatte. Es berührte mich, wie Bücher es taten, als ich Kind war ... Ich konnte das Buch nicht weglegen, bis ich es zu Ende gelesen hatte, und dennoch konnte ich es nicht ertragen, an das Ende zu gelangen. Als ich dann auf der letzten Seite war, spürte ich, dass ich tun musste, was ich als Kind oft getan hatte – zur ersten Seite zurückkehren und es wieder ganz von vorne lesen. Ich sehnte mich danach, jedem, den ich kannte, zu erzählen, dass ich es gelesen hätte ... Es würde nicht reichen, ihnen etwas darüber zu erzählen. Dies war nicht nur ein Buch, es war eine Erfahrung.“ Zum Schluss sagte sie: „Ab und zu wird beim Lesen aus einem Buch ein Freund ..., und danach ist das Leben nicht mehr dasselbe ..., denn es ist reicher geworden, bedeutungsvoller, mit mehr Herausforderung behaftet. *Sir Gibbie* hat das bei mir fertiggebracht. *Sir Gibbie* besitzt zwischen den Buchdeckeln das gewisse Etwas, das alle, die es lesen, berührt.“

C. S. Lewis sagte: „Die meisten Sagen wurden in prähistorischen Zeiten gemacht ..., aber gelegentlich begegnet man in der modernen Welt einem Genie ..., das solch eine Geschichte machen kann. MacDonald ist das größte Genie dieser Art, das ich kenne.“

Dann sagte er noch, dass MacDonalds Schreibtalent „Werke produziert, die uns ... genauso viel Vergnügen und genauso viel Weisheit und Kraft geben wie die Werke der größten Dichter. In mancherlei Hin-

sicht ist sein Talent eher verwandt mit Musik als mit Dichtkunst. Es geht über das Ausdrücken von Dingen hinaus, die wir schon gefühlt haben. Es weckt Empfindungen in uns, die wir nie zuvor gehabt haben; ... es geht uns unter die Haut, trifft uns auf einer Ebene, die tiefer liegt als unsere Gedanken oder sogar unsere Leidenschaften.“

Sowohl C. S. Lewis als auch W. H. Auden charakterisieren MacDonalds schöpferische Kraft als „mythopoetische Phantasie“. Während Lewis ihn als Märchenerzeuger rühmt, jubelt er ihm zu als Dichter und Weber von Phantasien, indem er sagt: „Gerade in dieser mythopoetischen Kunst zeichnete MacDonald sich aus; ... die Bedeutung, der Hinweis, die Ausstrahlung ist in der ganzen Geschichte verkörpert.“ Vielleicht hat Richard Reis es noch am besten erfasst, wenn er sagt, MacDonald „erreicht eine Allgemeingültigkeit ..., die die Zeit übersteigt“.

Welche besondere Qualität besitzt die Geschichte des verwaorlosten Kindes mit dem struppigen, goldenen Haar? Warum ist Gibbie in der Erinnerung hängen geblieben, obwohl das Buch in seiner ursprünglichen Form schon seit Anfang dieses Jahrhunderts vergriffen ist? Was fesselt die Leser jeglichen Alters?

Ist *Sir Gibbie* ein Märchen? Ist es Dichtung? Ist es Phantasie? Ist es Musik? Oder kommt Gibbies Zauber daher, dass MacDonald gleichzeitig das Wesentliche dieser vier Dinge eingefangen hat? Die Geschichte bewegt uns, das Märchen ruft die Ewigkeit in unserem Geist hervor, die Dichtung ergreift uns, die Phantasie entzückt unsere Einbildungskraft, während die Musik die ganze Zeit unser Herz zum Singen bringt.

Um noch einmal Lewis zu zitieren: „Was er am besten beherrscht, ist die Phantasie – Phantasie, die zwischen dem Allegorischen und dem Mythopoetischen schwebt. Und dies tut er meiner Meinung nach besser als jeder andere.“

Verschiedene Faktoren stellen sich als wesentlich heraus für George MacDonalds schriftstellerische Arbeit. Erstens, er vertrat fest die Meinung, dass die tiefsten Einblicke ins Leben nicht in weitschweifigen Unklarheiten zu finden waren, sondern in alltäglichen Beziehungen und normalen Kontakten mit der Welt. Deshalb sind seine Bücher gefüllt mit gewöhnlichen Lebewesen. Wir sehen eine landwirtschaftliche Welt von mit Stroh gedeckten Katen mit ihren Torffeuern, Haferflockenbrei und Milch, Hafer und Kartoffeln, Vieh und Schafen, grünen Wiesen, ödem Hochmoor, dumpf aufschlagenden, hölzernen Maschinerien und wilden Bergen. MacDonald hat seine ärmliche Kindheit nie vergessen. Dieses Schottland liebte er, und seine Wahrheiten waren wie seine Leute: einfach, jedoch scharfsinnig.

In seiner Einleitung 1913 in einer neuen Ausgabe von *Sir Gibbie* macht MacDonalds Sohn Greville die folgenden Bemerkungen: „Es wäre schwierig, irgendein Buch in englischer Sprache zu finden, das ... die verborgene Größe ... im alltäglichen Leben klarer entfaltet als *Sir Gibbie*, ... der geradlinigste und schönste von sämtlichen Romanen George MacDonalds.“

Indem MacDonald auf diese Weise die Seele Schottlands übermittelte – des Landes und der Leute – mit seiner Beschreibung der Landwirtschaft, Schafzucht und Fischerei, leistete er bahnbrechende Arbeit für eine ganze Richtung realistischer, schottischer Roman-

literatur. Viele andere folgten ihm in die „Gemüsegarten-Schule“ des Schreibens, wie die schottische Heimatliteratur genannt wurde.

Zweitens, die Idee der Kindheit kommt überall in seinen Büchern vor. Er erfand gerne Geschichten für seine eigenen Kinder und las sie ihnen vor. Bei einer Gelegenheit bat ein enger Freund der Familie, Lewis Carroll, darum, George möge seinen Kindern eine Geschichte vorlesen, die Lewis geschrieben hätte. Sie mochten sie sehr, und der Autor erweiterte und veröffentlichte sie als *Alice im Wunderland*.

MacDonald sagte einmal: „Ich schreibe nicht für Kinder, sondern für die Kindlichen, ob sie nun fünf, fünfzig oder fünfundsiebzig Jahre alt sind.“

All diese Elemente kommen zusammen in der einfachen, jedoch tiefeschürfenden Geschichte von *Sir Gibbie*; das Märchen, die Dichtung, die Phantasie, die Liebe für Schottland und das Staunen der Kindheit.

Fast genau hundert Jahre nach der ersten Veröffentlichung von *Sir Gibbie*, „lernte“ ich George MacDonald „kennen“; *Sir Gibbie* war eins der ersten Bücher, die ich von ihm las. Obwohl er im Laufe seiner Karriere mehr als fünfzig Bücher geschrieben hat, waren in den frühen 70er-Jahren nicht mehr als eine spärliche Handvoll erhältlich. Meine Frau und ich versuchten jedoch, so viele Bücher wie möglich zu finden, und verliebten uns bald in die eindringlichen Erzählungen.

Allmählich entwickelte ich eine brennende Vorliebe dafür, die Leserschaft mit der vergriffenen Romanliteratur George MacDonalds bekannt zu machen. Leider war ein Großteil seiner Romane nicht verfügbar; er hatte sie in der Regel in einem schottischen Dialekt

geschrieben, der für heutige Leser unverständlich wäre, und oft beliefen sie sich auf weit über 500 Seiten.

Deshalb übernahm ich die Bearbeitung von MacDonalds Originalen, indem ich sie zu einer handlichen Größe verkleinerte und zeitgenössisches Englisch an die Stelle des gälischen Dialektes setzte. „*The Fisherman's Lady*“ (deutsch: „Lady Florimel und der Fischer“) und „*The Marquis' Secret*“ (deutsch: „Das Geheimnis des Marquis“) waren die zwei ersten, die veröffentlicht wurden; diese neue Ausgabe von „*Sir Gibbie*“ (deutsch: „Das Lied des Baronets“) und seine Fortsetzung folgten.

Ich habe jede Seite nochmals geschrieben, zusammengefasst, gestrafft, überarbeitet und übersetzt. Das Original von *Sir Gibbie* mit mehr als 400 Seiten ist um ungefähr die Hälfte beschnitten worden, und ich habe Passagen, die schwierig zu verstehen sind, in den heutigen Sprachgebrauch übersetzt.

Während der junge Gibbie die Stadt verlässt und den Fluss Daur hinaufwandert zu seinem Zufluchtsort in Glashgar, reisen wir mit ihm in die Welt George MacDonalds; zurück in die Kindheit, den Berg hinauf und weiter in die Richtung des Erbteils, das uns erwartet. Falls, wie angedeutet wurde, die Bezeichnung Märchen auf Ereignisse angewandt werden wollte, die über ihren literarischen Sinn hinaus eine Bedeutung haben, dann betrifft das Gibbies lange Reise ganz besonders, denn Gibbie ist ein Symbol für alle, die im großartigen Abenteuer des Lebens unterwegs sind – vorwärts und aufwärts in die höheren Sphären der Beziehungen, der Weisheit und der Liebe hinein.

Michael Phillips

1. Der Großstadtbengel

„Komm sofort aus der Gosse, du Lümmel!“, rief Mrs Croale mit harter, beinahe männlicher Stimme, während sie auf dem Rinnstein einer kurzen, schmalen, schmutzigen Gasse stand. Ungefähr 30 Meter von ihr hockte ein Kind auf den Knien, das aussah wie ungefähr sechs, aber in Wirklichkeit ungefähr acht war, und suchte mit beiden Händen im grauen Schmutz der Straße herum.

Beim Rufen der Frau hob der Junge den Kopf und sah sie mit auffallenden Augen an – sie waren tiefblau und hatten lange Wimpern, aber noch bemerkenswerter war der Ausdruck des Vertrauens. Was auch immer darin liegen mochte, es war etwas, das zu Fragen reizte und möglicherweise Nachforschungen bedurfte. Die Haare, die in jeder Richtung von seinem Kopf abstanden, wären von der rotgoldenen Sorte gewesen, wenn die Sonne sie nicht in eine Art menschliches Stroh verwandelt hätte. Das Kind sah im Ganzen wie ein seltsames Geschöpf aus, als es mit bloßen Knien auf dem Rinnstein saß, die schmutzigen Wassertropfen von seinen dreckigen Händchen schüttelte und die keifende Frau anstarrte. Das dauerte nur einen Augenblick. Im nächsten Moment suchte er wieder unten in der Gosse herum.

Die Frau tat einen Schritt nach vorne, aber das Geräusch eines schrillen, befehlenden Glöckchens veranlasste sie sofort, sich umzudrehen und wieder in das

Geschäft hineinzugehen, aus dem sie soeben gekommen war. In der Zwischenzeit schien die ganze Aufmerksamkeit des Jungen der Gosse zu gelten. Trotz allem, was an ihm vorüberging, hob er nie den Kopf, sondern kroch weiter auf den Knien den Rinnstein entlang und suchte noch immer in der trägen fließenden, beinahe regungslosen Flut des schwarzen Drecks.

Es war ein trüber Morgen gegen Herbstende. Die Tage begannen und endeten im Nebel, aber dazwischen putzte goldener Sonnenschein die Straßen der grauen Stadt heraus. In diesem Augenblick fiel ein Sonnenstrahl zwischen zwei Häusern plötzlich auf Fahrbahn und Gosse und zeigte dem Jungen den glänzenden Gegenstand, den er gesucht hatte. Er ließ sich fallen und stürzte sich wie ein Raubtier auf etwas im Schmutz. Dann sprang er wieder auf die Füße und hüpfte damit in der Sonne umher; währenddessen rieb er den Gegenstand die ganze Zeit an dem schäbigen Rest seiner Hose, von der unterhalb der Knie außer ein paar Fetzen nichts mehr zu sehen war. Sowohl Füße als auch Knie und Beine waren nackt, rot und rau. Er hielt seinen Fund in den strahlenden Glanz des Sonnenlichts hoch und schaute ihn bewundernd an. Es war ein kleiner Ohrring aus amethystfarbigem Glas. Der Junge geriet wegen des Fundes außer sich. Er polierte das Glas mit seinem Ärmel, lutschte daran, um es vom letzten Rest des Schmutzes zu säubern, und hielt den Ohrring dann wieder in die Sonne, wo er ihn für wenige glückselige Augenblicke in sprachlosem Erstaunen nachdenklich betrachtete. Dann ließ er ihn irgendwo zwischen seinen Kleidungsstücken verschwinden – ich wage nicht zu sagen: in eine Tasche – und rannte weg.

Seine kleinen, nackten Füße verursachten dabei ein dumpfes Geräusch auf dem Straßenpflaster.

Er eilte von einer Straße zur anderen; alles war aus Granit gebaut – eine harte, raue Stadt; nicht schön, jedoch in den besseren Gegenden sowohl ansehnlich als auch massiv und stark. Für den Jungen war die große Stadt wie ein Haus mit vielen Zimmern – alle für seinen Gebrauch, für sein Vergnügen, für sein Leben. Er wusste nicht viel von dem, was sich innerhalb der Häuser befand, aber das vergrößerte nur die Freude am Geheimnis.

In einer Straße der drittrangigen Sorte hörte der Bengel schließlich auf zu traben und blieb vor der zweigeteilten Tür einer Bäckerei stehen, die sich in der Mitte mit einer Klinke aus glänzendem Messing öffnen ließ. Aber das Kind hob die Klinke nicht hoch – mit Hilfe des Griffes stellte er sich nur auf die Zehenspitzen, um durch die obere Hälfte in den aufregenden Laden hineinzuschauen. Der Geruch, der durch die halb geöffnete Tür strömte, hätte dem Kind duften können wie vom Baum des Lebens im Paradies, von dem er noch nie gehört hatte: weiches Teegebäck und Brötchen, harte und weiche Kekse und jene braunen Scheiben aus zarter Pastetenkruste, bekannt unter dem Namen Kuchenbrötchen. Aber das Verlockendste von allem waren für den kleinen Straßenwanderer die Pennybrote, die heiß und dampfend aus dem Ofen kamen. Der wichtigste Grund, weshalb sie für ihn reizvoller waren als alles andere, bestand darin, dass er manchmal einen Penny hatte; ein Pennybrot war eben das Größte, das man in diesem Laden für einen Penny kaufen konnte. Obwohl

das Kind so zügellos aussah, waren seine Wünsche gemäßigt, und seine Phantasie blieb innerhalb vernünftiger Grenzen.

Hinter dem Ladentisch saß die Bäckersfrau, eine beliebte, gesund aussehende, einfache und ehrliche Frau. Sie strickte gerade, döste ein bisschen über ihre Arbeit und sah deshalb die Stirn und die Augen, die sie über dem Türrand nachdenklich beobachteten, überhaupt nicht. Es stand in diesen Augen keine Habgier – nur sehr viel Aufmerksamkeit. Der Junge wollte nicht hineingehen, sondern musste warten, und beim Warten genoss er die Szenerie vor sich. Er wusste, das Mysie, die Tochter des Bäckers, in der Schule war, aber innerhalb einer halben Stunde nach Hause kommen würde. Er hatte sie mit Tränen in den Augen weggehen sehen, von ihr den Grund erfahren und deswegen unabsichtlich Mrs Croales Zorn erregt. Doch obwohl er auf Mysie wartete, war die fesselnde Kraft des Schauspiels vor ihm so groß, dass er die näherkommenden Schritte überhaupt nicht hörte.

„Lass mich hinein“, sagte Mysie mit einem Anflug von Empörung, weil sie genau auf der Schwelle des Ladens ihres eigenen Vaters behindert wurde.

Der Junge zuckte zusammen und drehte sich um, aber statt ihr aus dem Weg zu gehen, begann er in einem geheimnisvollen, im Innern seiner Lumpen verborgenen Behältnis zu suchen. Ein sorgenvoller Ausdruck erschien kurz auf seinem Gesicht, verschwand jedoch im selben Augenblick, und dann hielt er in seiner ausgestreckten Hand den kleinen Fund: Hell glänzte der Amethyst. Mysies Gesichtsausdruck verwandelte sich, und begierig griff sie den Ohrring.

„Das ist gut von dir, kleiner Gibbie!“, rief sie. „Wo hast du ihn gefunden?“

Er zeigte auf die Gosse und zog sich von der Tür zurück.

„Ich danke dir“, sagte sie herzlich, und nachdem sie den Griff der Klinke heruntergedrückt hatte, ging sie hinein.

„Mit wem sprichst du da, Mysie?“, fragte ihre Mutter.

„Es ist nur der kleine Gibbie, Mutter“, antwortete das Mädchen.

„Was hast du ihm denn zu sagen?“, begann die Mutter wieder. „Er ist wohl kaum der richtige Umgang für solche wie du, die Vater und Mutter haben. Du hast einem sich herumtreibenden Burschen kaum etwas zu erzählen.“

„Gibbie hat aber einen Vater, obwohl sie sagen, er hätte nie eine Mutter gehabt“, erwiderte das Kind.

„Einen feinen Vater!“, schaltete die Mutter sich mit einem verächtlichen Lächeln ein. „Einen solchen Vater, mein Mädels, dass es der Wahrheit mehr entspreche, wenn man sagen würde, er hätte keinen! Was hast du zu ihm gesagt?“

„Ich habe ihm gedankt, weil ich doch meinen Ohring verlor, als ich heute Morgen in die Schule ging; er hat ihn wiedergefunden. Er hat an der Tür auf mich gewartet. Sie sagen, dass er immer Sachen findet.“

„Er ist ein gutherziges Geschöpf!“, antwortete die Mutter. „Wenn man bedenkt, meine ich, dass er so schlecht erzogen wird.“

Sie stand auf, nahm ein Pennybrot vom Brett an der Wand und ging zur Tür.

„Hier, Gibbie!“, rief sie beim Öffnen. „Hier ist etwas Feines für dich.“

Aber Gibbie war nicht mehr da. In der ganzen Straße war kein Kind zu sehen. Die Bäckersfrau zog sich daraufhin zurück, schloss die Tür und nahm ihr Strickzeug wieder auf.

Obwohl die Sonne in der Tagesmitte noch ein paar Stunden Wärme spendete, hielt der kalte Atem des kommenden Winters sich in den Schatten auf. Gibbie hatte nackte Beine und Füße und war am Körper auch fast unbekleidet. Da machte Sonne oder Schatten nur einen kleinen Unterschied aus, abgesehen davon, dass sie zu den musikalischen Intervallen des Lebens gehörten, die die Melodie des Lebens ausmachen. Abgehärtet durch Not kannte er nichts Besseres als ein ständiges Ringen mit der Natur und den Umständen um das Vorrecht zu leben; er fand großen Gefallen an dem, was ihm zufiel, trauerte nie über das, was er nicht besaß, und war so friedlich wie die geduldigen Tiere. Wenn Gibbie gerade nicht in ein Schaufenster sah oder sich auf einer Ferse drehte, um alles mit einem einzigen Blick zu überschauen, sah man ihn meistens im Trab. Selten bewegte er sich langsam fort. Leichtes Traben war eine seiner natürlichen Lebensarten. Und obwohl er an diesem Tag lief, solange die Sonne schien, sah man Gibbie, als die Sonne unterging, auch noch durch die kalten und dunkel werdenden Straßen traben.

Er hatte nicht viel zu essen gehabt. Fast hätte er ein Pennybrot bekommen. Ein halbes Plätzchen, das ein Kind weggeworfen hatte, um seine schlechte Laune zu beruhigen, eine kleine gelbe Rübe, die die Frau des Gemüsehändlers ihm gegeben hatte, und eine Handvoll

essbaren Seetangs von einer Fischersfrau mit einem Fischkorb auf dem Rücken war alles, was er gegessen hatte. Es war einer seiner mageren Tage gewesen. Aber es ist wunderbar, wie jene Geschöpfe, die fähig sind, aus allen Sachen das Beste herauszuholen, von wenig leben und gedeihen können. Man kann sehr viel mehr aus den Dingen holen, als man gewöhnlich herausholt, sei es nun ein Kapitel aus der Bibel oder eine gelbe Rübe. Gibbie erhielt zwar kaum Fett aus seiner Kost, aber was er empfing, war viel besser. Was er an sich trug, bestand nur aus Muskeln – kleine, aber harte und gesunde Muskeln, die wie eine Peitschenschnur verknotet waren. Es gibt viele Stufen der Gesundheit, sowohl bei Armut als auch bei Reichtum, und Gibbies Gesundheit war ausgezeichnet. Seine Sinne waren erstaunlich fein; seine Augen scharf, schnell umherwandernd.

Während Gibbie wie ein Großstadtspatz in den Straßen lebte, saß sein Vater gewöhnlich den ganzen Tag in einem dunklen Hinterhof und arbeitete so hart, wie sein schmerzender Kopf und sein blutleerer Organismus dies zuließen. Der Hinterhof lag abseits am schmalsten Teil einer langen, armseligen Straße, Wid-diehill genannt. Im Hinterhof gegen einen Flügel eines alten Hauses, dem noch ein verstaubter Ruf vergangener Pracht anhaftete, erhob sich ein wackeliger Holzschuppen; in diesem Schuppen saß Gibbies Vater und flickte Stiefel und Schuhe, solange wie das Licht zu dieser Jahreszeit ausreichte. Dann ging er gewöhnlich die Treppe hinauf und stieg noch zwei weitere Treppen im Innern des Hauses hoch zu seiner Unterkunft, denn er schlief in der Dachstube. Aber wann oder wie

er ins Bett kam, wusste George Galbraith nie, denn zu diesem Zeitpunkt war er unweigerlich betrunken. Am Morgen stellte er lediglich fest, dass er im Bett lag – mit einem schmerzenden Kopf und immer mit einer Mischung aus Ekel und Verlangen nach Alkohol. Während des Tages wich der Ekel, während das Verlangen blieb und sich beim Herannahen des Abends noch verstärkte. Den ganzen Tag arbeitete er aus Leibeskräften, wie er nur konnte – er arbeitete, als ob es seinem Leben galt; es diente jedoch nur als Mittel zum Tod.

Der kleine Gibbie war sein einziges Kind, aber mit ihm und seinem Wohlergehen machte er sich fast so wenig Mühe, wie Gibbie sie ihm verursachte. Er war beileibe nicht hartherzig; hätte er das Kind in Nöten gesehen, hätte er im Zustand totaler Betrunkenheit den Whisky mit ihm geteilt; falls er gemeint hätte, dem Jungen sei kalt, würde er ihm sein letztes Kleidungsstück um die Schultern gelegt haben. Doch in seinen vom Whisky getrübbten Augen schien dem Kind kaum etwas zu fehlen, und Gibbie selbst kam der Gedanke nie – er sah immer heiter und zufrieden aus –, dass sein Vater so wenig dazu beitrug. Es ging dem Vater nicht gut, und er vernachlässigte sein Kind schändlich. Aber bei seinen Nachbarn hatte er Erfolg; er leistete die beste Arbeit und stellte die niedrigsten Forderungen. Er war ein Mann von solch angeborener Ehrlichkeit, dass der Dämon eines abscheulichen Durstes diese Eigenschaft sogar jetzt im Alter von vierzig Jahren noch nicht hatte hinaustreiben können.

Seine Freunde redeten ihn mit „Sir George“ an, und er akzeptierte den Titel mit einer gewissen beschei-

denen Würde. Denn falls es in der Stadt auch nicht allgemein bekannt war, so wussten es doch die besten Rechtsanwälte, dass er von einem Baronet abstammte, der diese Auszeichnung aus der Hand von König James dem sechsten erhalten hatte. Der jetzige Träger des Titels hatte schon bessere Tage gesehen. Georges Vater war ein Mann eines gewissen Ansehens gewesen, der seinem Sohn eine mehr als nur mittelmäßige, fast ruhmreiche Erziehung hatte zukommen lassen. Als sein Vater noch lebte, hatte George die Tochter eines kleinen Gutsherrn aus einer angrenzenden Grafschaft geheiratet. Er nahm sie mit nach Hause zum alten Familienheim in der Stadt – es war dasselbe, dessen Dachstube er jetzt bewohnte und unter dessen Außentreppe er jetzt Schuhe flickte. Solange sein Vater lebte, wohnten sie dort in Frieden und leidlichem Wohlstand. Seine Frau starb jedoch bald, nachdem Gibbie geboren wurde; und dann fing George an, ganz und gar die Gewalt über sich zu verlieren. Im Jahr darauf starb auch sein Vater; Gläubiger tauchten auf, die alles beanspruchten. Verpfändetes, belastetes Land und Häuser wurden verkauft, und George blieb sich selbst überlassen ohne einen Pfennig oder eine Möglichkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen. Für schwere Arbeit war er ganz und gar ungeeignet; und wenn sich da nicht ein Trinkgeselle – ein fröhlicher, trinkfester Schuhmacher – eingeschaltet hätte, wäre er den Hungertod gestorben oder in absoluter Bettelarmut versunken.

Der Schuster brachte ihm sein Handwerk bei, und George war froh, diese Arbeit verrichten zu können, sowohl um die Gewissensbisse und Erinnerungen an

Vergangenem abzutöten, als auch um ein Mittel zu erlangen, mit dem er sie noch weiter abtöten konnte.

Wie Gibbie bis dahin am Leben geblieben war, stellte ein Rätsel dar, das niemand hätte lösen können. Es musste an der Barmherzigkeit und dem Liebesdienst von mehr als einer Frau gelegen haben, doch niemand hatte besonderes Interesse an ihm – außer Mrs Croale, und ihre Anteilnahme war nicht sehr zart. Einige Menschen wurden traurig, wenn sie ihn durch die Straßen streifen sahen, aber ein unendlich traurigerer Anblick war sein Vater; er sah aus wie das wandelnde Elend. Wenn der arme Kerl mit seinen Trinkgesellen im Gesellschaftszimmer von Mistress Croale saß, tauchte er selten aus der Träumerei auf, in die er meist versunken war. Dennoch hätte George Galbraith seinen Trinkgenossen gefehlt, obwohl er so still war. Er war nämlich liebenswürdig und immer bereit, mit anderen zu teilen, was er hatte, und er sah nie über den jetzigen Becher hinaus – er war insgesamt ein freundlicher, gütiger, ehrlicher Mensch.